

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 179. Bromberg, den 9. August. 1934.

Das heidnische Dorf.

Roman von **Konrad Beste.**

(12. Fortsetzung.) ——

Zu diesem seltenen Fest waren seltene Gäste erschienen: Einsiedler, die ihre Höfe seit Jahren nicht mehr verlassen hatten, Fromme, die ihr gestrenges Christentum wie einen wehrenden Wall von menschenverachtendem Hochmut um ihre Höfe getürmt, Geizige trugen ihre vor dem Weltkriege gefertigten Sonntagsanzüge in diese Verschwendung von Licht und Lärm und Musik. Sie waren vielleicht nur gekommen, weil auch sie es als ein Gebot der Pflicht betrachteten, vom Freibier des Wirtes ihr Teil zu erhaschen, aber sie blieben wie alle und freuten sich zögernd des Jubels und endlich des selber und sauer bezahlten Bieres . . .

Vor dem Biertresen stand der junge Wirt und schenkte ein, er strich mit dem breiten Spatel die ungebärdigen Blumen vom Glasrand herunter, unermüdlich, lächelnd und schweigend, Stunde um Stunde . . . Er holte weit aus, wenn er den Schaum strich, wenn er die Gläser hinüberreichte in die gierig gereckten, gelassen und stark, nicht anders, wie wenn er mit weitausholend säendem Arm das Korn aus der Mulde in des Feldes Furchen springen ließe. Und wie er dann oftmals zu rechnen pflegte, wieviel Frucht wohl aus jedem Wurf seiner Arme entspränge, so tat er auch hier: er hörte die Groschen schon klimpern im Kasten bei jedem gereichten Glase und freute sich jedesmal wieder. Er tränkte sie alle, die kamen und durstig waren und ihre Groschen hinzählten — alle, bis auf einen.

Einer kam und zählte sein gutes Geld auf den Tresen, gab gute Worte dazu und mußte doch durstig und traurig hinausgehen.

Der Trompeter von Caub mußte des jungen Herren kluge Besorgnis um sein Wohl verspüren:

„Du kriegst nichts, Trompeter, ich muß für dich aufpassen . . . Du kannst kalten Kaffee in der Küche trinken, wenn du Durst hast . . .", sagte Ferdinand ernst, und als die jungen Männer vor dem Tresen das hörten und lachten, wurde sein Gesicht noch ernster, und er sagte: „Locht nicht, ihr Lausejungens, wenn ein alter Mann kein Bier mehr vertragen kann! Das kann euch auch noch mal so gehen — was meinst du, Edmund . . .?"

Dabei blickte er dem Trompeter voll ins Gesicht, und als der das mächtige Weiß von Ferdinands Augäpfeln so groß und grall vor sich auffunkeln sah, schoß die Wut in ihm hoch und er sagte laut und drohend:

„Ich will dir schon zeigen, was ein alter Mann noch kann, das wirst du schon sehen . . . ."

Das klang so böse, daß alle aufhorchten und ihm bestürzt nachblickten, als er sich umwandte und zur Saaltür hinausging.

Seine Kinnbacken wackelten vor Empörung, er schämte sich, daß er hier jemand war, der noch nicht einmal mehr Bier vertragen konnte, wenn alle, alle tranken. Er hatte geschafft wie ein junger Knecht: die zweite Heuernte mit geborgen und im Staub der Kartoffelernte wacker gewühlt — aber seine Kehle war mit nichts anderem gespült worden als mit dem gelblichen, unansehnlichen Wasser der mürrisch kreischenden Pumpe. Nun hörte er heute am sehnlich erwarteten Festtag immerfort diese Himmelsmusik, das muntere Zischen des Bierhahns, das so wohlig erstarb im satten Brausen der wonnig zu schlürfenden Blume — aber dieser hündische Bauer gab ihm kein Bier und lachte ihn obendrein aus . . . Ein tiefer Haß auf diesen frechen, frevelhaften Vernichter seiner letzten Lebenslust erwuchs in ihm — die Mutter hatte wohl oftmals versagt, aber niemals mißgönnt, so beugte er sich unter ihren weisen Willen, wenn er auf seinen Trunk verzichten mußte. Hier aber — nein, hier war es ein Unwürdiger, der aus bübischer Freude am Verweigern seine Macht mißbrauchte . . .

Er stand unter den Birken des Hains und wußte nichts mit sich anzufangen. Hatte er auf dem Vollmoorhofe nichts zu arbeiten gehabt und nichts zu trinken, so war da die Mutter gewesen, die ihm durch ihre Nähe schon Halt gegeben hatte, mit einem Blick, der bis auf den Grund seiner Seele ging, mit einem freundlichen Wort, das ihn einbezog in die geordnete Welt ihres Hofes . . . Die Mutter, ja die Mutter, das war noch eine Frau . . .

Er stand da, der alte Bursche, mitten im Trubel des Festplatzes und gebadet vom goldenen Schatten der Birken, er stand und dachte an die Frau, die er Mutter zu nennen gelernt hatte am Abend seines Lebens . . .

Eine einsame Frau saß in ihrem großen Hause. Sie saß in ihrer eigenen Einsamkeit wie in einem Bade der Lust, darin sie sich endlich einmal wieder nach Herzenslust dehnen konnte, nachdem ihr das allzuoft durch die Nähe törichter Menschen verwehrt worden war. Sie saß und feierte den Sonntag auf ihre Weise, den Tag des Herrn, der ihr zur Freude die Hausgenossen alle aufs Fest ihres inniggehaßten Feindes geführt hatte. Am Morgen war sie in der Kirche gewesen, sie hatte des Herrn Worte über die Weltentsagung mit der ihr eigenen tiefen Aufmerksamkeit angehört — nun freute sie sich ihres Besitzes . . . Einmal machte sie einen einsamen Rundgang durch ihr Haus und ihr Auge weidete sich an dem, was darinnen war: an den hundertjährigen hellen Kirschbaumschränken mit dem schwarzen Gestäb in den Scheiben der Türen, an den prächtigen Nußbaum-Garnituren, die sie selber mit in die Ehe gebracht hatte, und endlich glitt ihr Blick auch in das Schlafzimmer des jungen Paares. Sie hatte die billigste Fichtenholzeinrichtung dort hineinstellen lassen, sie lächelte leicht, als sie den Plunder erblickte, der Vergleich zwischen der eingebrachten Pracht der alten Geschlechter und dem, was sie hier den lästigen Eindringlingen hingeworfen hatte, ließ sie zufriedener die ihr aufgezwungene Nachbarschaft des jungen Eheglücks ertragen.

Ja, sie lächelte und einen Schimmer dieses Lächelns nahm sie mit in den Garten.

Dieser Garten war größer als Bauern ihn wohl zu halten pflegen, aber der Hof war ja auch größer als alle Bauernstellen ringsum. Eine machtvolle Einsamkeit breitete

sich schützend um diesen Hof, der in seiner gewaltigen Ausdehnung von zehn Morgen den Abstand zwischen zwei Dorfstraßen füllte. Nach Norden war die Düsternis eines Haines von hundert alten Eichen vor den Stallungen gehäuft, an die sich das Wohnhaus schloß, dann kam der Garten und dann wieder eine weite Weide bis zur südlichen Straße, eine ganze schweigende Landschaft aus talhafter Senkung und Ellernbusch, aus Bach und Brücke. Der Garten aber, den die Frau nun betrat, war nur da, daß er sich selber wieder vernichte, daß er wieder wuchere wie immer es der Erde gefiel, daß er in einer üppigen Wildnis von Buschwerk und Kraut erstehe, daraus sich alljährlich die strahlenden Sterne der zarten Cosmäen gebaren, gewiegt auf einem jungen Wald hochschwankender Stengel. Die Feuerlilien kamen steil hervor aus dem wilden Wuchs des Lattich und über die neidischen Nesseln siegte im stolzen Aufstieg das goldene Auge der Sonnenblume. Die Blumen kamen hervor wie sie nur wollten, wie der Wind und der Flug der Vögel sie eben gesamt, sie kamen und durften bleiben und wieder vergehen, so duldsam war die Herrin des Hofes, die nie einer Blume das Leben abschnitt, um sie in ihrer Stube vergehen zu lassen. Sie ging nicht in den Garten, um etwas herauszuholen aus dieser wachsenden Welt — sie kam, um sich selbst hineinzutragen in dieses wilde Gewucher . . . Wenn sie so stand inmitten der Wildnis, so war ihr bisweilen, als wäre sie nichts als ein schweigender Strauch unter anderen, ihr Arm nur ein greifender Ast, ihr wehendes Haar ein Gewirr von wisperndem Zweigwerk, die Augen ein Paar von funkelnden Beeren im Laub des Brombeergebüsches dort in dem Winkel ihrer verwildernden Hecke . . . Die Tiere liefen nicht fort vor der Frau, die Igel kamen heran und rollten sich listig zusammen, die Iltisse raschelten nahe im Laub und blickten empor mit den wartenden Augen der Tiefe, hoch auf der wiegenden Hecke saßen die Amseln und druselten leise und rührten sich nicht. wenn Julia herantrat und reglos verharrte, tief horchend sich hingab ins Schweigen dieses verwunschenen Gartens.

Das war ihr tiefstes Feiern, dieses Alleinsein, dieses Spähen und Lauschen, bis sie verschmolz mit den dunklen Gewalten der alten heidnischen Erde. Das war ihr Atemholen und ihr Verweilen, daraus sie wieder gesammelt und machtvoll emporstieg.

Sie spürte nur sich und jene Tiefe, die ihre Kräfte immer neu nährte — so liebte sie denn kein Licht, das über ihr waltete, sondern ein Dunkel, das unter ihr war . . . Ein Dunkel, das sie niemals mit Namen nennen konnte und niemals betend begreifen, das ihr Herz mit diesem ungeselligen Einsamsein füllte, dem alle Nächsten nur lange oder kurze Umwege zu sich selber zurück bedeuteten.

Sie stand an der Hecke und war bei sich selber und reich auf solche Art und hätte wohl niemandes bedurft, hätten nicht ihre Jahre bisweilen danach verlangt, auf dem Umweg männlicher Umarmung tiefer und mächtiger in ihre Einsamkeit zurückzukehren . . . Sie lächelte plötzlich, es fiel ihr ein, daß sie an diesem Abend in ihrem von allen lästigen Mitbewohnern verlassenen Hause Besuch erwartete, den Besuch eines Mannes, der ihr freilich keine tote Katze vor die Schwelle legen würde . . .

Er würde kommen als ein befristeter Gast im Reich dieser endlich einmal wieder voll erblühten Einsamkeit . . . Und diese Einsamkeit war es, nach der sie vor allem anderen wieder begehrte: dieser ungebetene junge Mann in ihrem Hause sollte dorthin zurückkehren, woher er gekommen war, und ihre Tochter sollte als Bäuerin einziehen auf jenem Hof, der ihr schon einmal versprochen gewesen war.

Er aber, der jetzt noch Erbe jenes Hofes war, er sollte von ihm ausziehen als Bettler, der freche tückische Bursche, der sich jetzt erst wieder vermessen hatte, Saffen Christian einen so üblen Streich zu spielen . . . .

Als der Trompeter von Caub sich stundenlang traurig herumgedrückt hatte, ergriff ihn ein übermächtiges Verlangen nach Trost, er beschloß, sich nochmals zu erniedrigen und Ferdinand um einen Trunk zu bitten.

Er geht in den Saal, aber vor dem Schanktisch steht kein Ferdinand, sondern da steht Päsen Mathilde. Sie ist für den heutigen Tag zur Aushilfe gedungen worden, eine Häuslingsfrau aus dem Dorfe, braunäugig, vollbusig, sanfter Gemütsart und landfremd. Sie ist immer freundlich gegen den alten Trompeter gewesen, die Fremde, die von niemandem im Dorf recht ernst genommen wird, sieht in ihm wohl eine Art Schicksalsgenossen.

Päsen Mathilde steht hinter dem Schanktisch im Saal, aber sie hat just nichts zu tun. Es ist um diese Stunde, da der Saal sich geleert und das Fest eine Unterbrechung erfahren hat, weil Frauen und Männer zum Melken und Futtern und zum anschließenden Abendessen fortgegangen sind. Die Mädchen und die jungen Weiber haben nun schon über die hellen kunstseidenen Strümpfe grobe Socken aus Schafwolle gestreift und die Lackschuhe mit Holzpantinen vertauscht, nun sie von den gewachsten Bohlen des Saales in die Jauche des Kuhstalles hinübergewechselt sind . . . Die Leute aus Kleindahle sind nicht zur Stelle, die auswärtigen Gäste sitzen im Gastzimmer und werden von Cordes Mutter getränkt — Päsen Mathilde steht allein im Saal . . .

„Päsen Mathilde“, sagt der Trompeter, „schenk mir ein Glas Bier und einen großen Schluck ein . . .“

Päsen Mathilde tut es nicht, denn Ferdinand hat ihr, als er ihr den Schanktisch anvertraute, eigens eingeschärft, daß sie dem Trompeter nichts ausschenken dürfe. Sie sieht sein trauriges Gesicht, schenkt ihm geschwind eine Zigarre, beschwichtigt ihn, als er auf die Bauern zu schimpfen beginnt und auf das saure Brot, das er in ihren Diensten essen muß. Sie erzählt dem Trompeter, der sich seine Zigarre angezündet hat, von ihrem eigenen schweren Leben:

Sie ist von weither gekommen, in einer großen Stadt ist sie geboren, und ihr Vater war ein feiner Herr, nur weiß sie nicht, wie er heißt . . . Sie ist dann von ihrer Mutter als Kostkind aufs Land gegeben worden und da hat sie das Schuften gelernt beinahe zugleich mit dem Laufen. Sie ist Bauernmagd geworden — aber eine Magd ohne einen Pfennig Geld, ohne Verwandte, ohne künftiges Erbe, ohne Kistenwagen, das ist ein erbärmliches Wesen und kann gewärtig sein, Magd zu bleiben bis an ihr unseliges Ende. Doch sie hat einen Mann gefunden, der sie liebte, ein Pferdeknecht ist es gewesen, sie hat ein prächtiges Kind von ihm bekommen, Karlheinz hat sie es getauft, es war ein so kluger, niedlicher Knabe, aber nun ist er schon lange in Fürsorgeerziehung . . . Sein Vater hat sie auch heiraten wollen, aber dann ist er im Kriege gefallen und Mathilde ist halb verzweifelt gewesen, denn nun war sie wieder allein, so furchtbar allein . . . Aber da war auf dem Hofe, wo sie diente, ein kriegsgefangener Franzose zur Arbeit — man glaubt nicht, wie weich sein Herz war, wie er sie tröstete mit seinem lieben, rührenden Kauderwelsch, und dann hat sie noch ein Mädchen bekommen, Helga mit Namen, aber der Franzose hat nach seiner Heimat müssen, hat allerdings noch einmal eine Ansichtskarte geschrieben und dann nicht wieder . . .

Ach — was hat es ein Mädchen schwer mit zwei Kindern, jeder Bauer glaubt, er kann sie noch mehr ausnützen wegen ihres Unglücks und ihrer Schande . . .

Da hat sie denn vor kurzem gern zugegriffen, als ihr Bekannte gesagt haben, der verwitwete Häusling Päse in Kleindahle, ein Mann von sechzig Jahren, suche eine neue Frau, sie hat zugegriffen, obwohl Päsen Willi halb lahm und dreiviertel taub ist — jedoch ist er immer noch rüstig, daß sie bald ein Kind von ihm, Horst-Ulrich mit Namen, zur Welt bringen konnte und nunmehr das zweite erwarten kann . . .

Sie sieht liebend an ihrem starken Leibe herunter, Päsen Mathilde freut sich offenbar auf den bevorstehenden Familienzuwachs . . .

Der Trompeter fragt, wie sie es denn bei ihrem Bauern getroffen habe, und Mathilde zeigt ein ganz erschrockenes Gesicht:

Ach — der Bauer, bei dem sie wohnen, hu, der Bauer . .! Dafür, daß sie in einer windschiefen Hundehütte hausen dürfen, müssen sie jämmerlich viel arbeiten und da sie zu Zeiten nicht genug gearbeitet haben, weil der alte Päse einen ganzen Winter und ein Frühjahr hindurch gekränkelt hat, und weil sie selber mit dem Wochenbett und mit dem Säugling ihre Last gehabt hat, so kreidet er ihnen das Versäumte als bare Mietschuld an und die holt er durch Pfändungen ein. Ein Ferkel haben sie voriges Jahr gehabt und als schon ganz hübsch was dran gefüttert war, hat ers ihnen durch den Gerichtsvollzieher wegholen lassen. Und zu der

Zeit, als sie mit dem Säugling im Hause saß und der Alte krank lag, hat er ihnen keine Milch gegeben, der Bauer, weil sie noch nicht einmal die Miete abverdient hätten ... Tagelang haben da Päsens mit dem Säugling von Pulkartoffeln und Ölstippe gelebt — denke, Trompeter: morgens, mittags, abends Pulkartoffeln mit Öl, und das Kind brauchte doch Milch!

(Fortsetzung folgt.)

Schlenges Rabenkrieg.

Skizze von **Otto Boris.**

Am Ausgang des kleinen masurischen Dörfchens wohnte Schlenge, ein alter, einsamer Korbmacher. Ihn selbst schätzte man wenig, denn er stank nach Fusel, schmutzigen Kleidern und Rauch. Auch hatte er kleine, rote Triefäuglein, die gierig und heimtückisch umherspähten. Keine Hausfrau ließ ihn allein in der Küche stehen, wenn sie Geld aus der Stube holen mußte, seine Ware zu bezahlen.

Etwas buckelig war Schlenge auch, zudem hinkte er. Wenn er schleichend durchs Gehölz zog, sah er einem Raubtier nicht unähnlich. Er hatte seine Sinne, die er darauf wandte, festzustellen, wo sich der Förster aufhielt. Der alte Weidmann mochte noch so sehr fluchen, er erwischte Schlenge nie, weder beim Schlingenstellen auf Huhn, Hase, Reh noch beim Wurzelräubern.

Fleisch ging dem alten Diebe nicht aus. Er lebte von Wild und Geflügel wie ein vornehmer Herr, da er auch Enten und Hühner, die sich unvorsichtigerweise zu weit vom Gehöft entfernt hatten, mit unter das jagdbare Getier einbezog.

Im lichten Frühling war es, als sich ein Mitdieb einstellte, der ihm noch recht viel Kummer machen sollte. Schlenge hatte einen Hasen erwischt. Er mußte ihn mit Moos zudecken. Denn es war kurz vor Sonnenaufgang und daher nicht rätlich, mit Jagdbeute beladen aus dem Revier zu schleichen. Als er ihn aber am nächsten Tage abholen wollte, sah er das Moos in Fetzen herumliegen, den Hasen herausgezerrt, Geschlinge und Augen herausgerissen. Und wie er sich umsah, strich ein großer schwarzer Vogel ab, der die Leber im Schnabel hatte, das gute Leberchen, das Schlenge so gerne mochte. „Hiih, du Luder!" kreischte der Alte. Er war rachegierig und hatte eine gallige Natur. Wenn es nur bei diesem einem Male geblieben wäre! Doch jedesmal, wenn der alte Wilddieb nach seiner Beute sah, hockte der schwarze Vogel satt und zufrieden nicht weit davon im Geäst.

Das konnte gut werden! Der Schlachtplatz des Raben hinterließ Spuren, und der Förster hatte ein gutes Auge; sein Hund verstand es, Fährten zu halten. Und siehe, eines Tages, als Schlenge friedlich zwischen wogendem Korn auf einem Feldrain saß, erschien, wie aus dem Boden gewachsen, der Förster. Schlenge schielte von unten zu ihm herauf, dann flocht er weiter an seinem Körbchen aus Weidenruten, und in der Kiepe, die der Förster wildfluchend auskramte, befanden sich wohl Bratpfanne, ein Topf, Bindfäden, Brot, Schnapsflasche und sonst noch verschiedenes Gelumpe, aber keine Spur von einem Hasen oder einer Schlinge. Jawohl, der Alte ließ sich nicht so leicht kriegen! Hinter dem zornig abmarschierenden Beamten flatterte ein Hohngelächter. Nun machte Schlenge sich auf, den Hasen zu holen, den er im Vorübergehen weit in einen Dornbusch geschleudert hatte, um ihn der Nase des Hundes zu entziehen. Aber der Wilderer stutzte, prallte zurück und verdrückte sich eilig, denn da saß der finstere Vogel nicht weit von dem Versteck, und der Förster kramte im Busch.

In der folgenden Nacht konnte Schlenge vor Zorn kein Auge schließen. Das furchtbare Rabenvieh heftete sich an seine Fersen. Es war ihm aus dem Walde aufs Feld gefolgt. Der Förster hatte es beim Hasen herumwirken sehen. Der Beamte würde auch weiterhin auf den Kolkraben achten.

Wie gerädert verließ Schlenge beim ersten Lerchentriller das Lager und humpelte hinaus. Im Holze sang der Kuckuck. Feierliche Stille lag über der Welt. Der Alte atmete tief auf. Da kam von der Pappel neben dem Hause ein erschreckend lautes und tiefes „Kroh-Kroh!" Eben hatte Schlenge sein Diebesgerät aus dem Versteck hervorsuchen wollen; bei der Stimme erschrak er aber so gründlich, daß er alles fallen ließ. Er schaute hinauf. Da saß sein Feind hoch oben und beobachtete ihn aufmerksam. Schlenge drohte ihm in ohnmächtigem Grimm mit der Faust, murmelte wilde Flüche und wankte ins Haus zurück. Warum sollte er noch in den Wald gehen?

Eine Woche ließ er hinstreichen. Dann hielt er es ohne den gewohnten Wildbraten nicht mehr aus. Auch der Schwarze mochte ihn sehnsüchtig erwartet haben, denn er ließ sich nun schon beim Stellen der Schlingen sehen. Das war dem Korbmacher zu viel. Beinahe hätte er seine Arbeit wieder zusammengepackt, aber da fiel ihm ein, er könnte sie sich doch so gut merken, daß er die Schlingen auch in der Dunkelheit absuchen und aufnehmen konnte. Dann hatte der Schwarzrock das Nachsehen.

Die Nacht kam. Schlenge kroch auf den bezeichneten Plätzen herum, aber er fand nichts. Zähneknirschend wartete er die erste Helligkeit ab. Da mußte er feststellen, daß die Schlingen fort waren. Ihm schwante nichts Gutes. Eilig humpelte er nach Hause, versteckte, was niemand sehen durfte, und ging hausieren. Seine Furcht war nicht unbegründet. Er fand bei der Heimkehr auf seinem Anwesen die Spuren einer Haussuchung. „Teufelsvieh!" war alles, was er sagen konnte.

Mit dem Frieden wars nun ein für allemal aus. Nicht allein, weil er seine liebste Passion, die Jagd aufgeben mußte. Kroh setzte sich auf die Pappe, und schrie mit einer wahren Ochsenstimme, und dann dauerte es nicht lange, bis der Förster „zufällig" des Weges kam und den Alten besuchte. Leider zeigte der Grünrock bei diesen Besuchen eine ungebührliche Neugier, so daß Schlenge nicht einmal mehr unbehelligt seine Wurzelkörbe flechten konnte. Währenddessen saß der Rabe auf dem Baum und schrie, als wollte er den Beamten aufhetzen. Der Förster lachte zu ihm hinauf und sagte: „Das ist recht, das ist Diebesart, einer verpfeift den andern."

Das ertrug Schlenge nicht. Er hatte ein Gefühl, als krampften sich die Därme in seinem Leibe zusammen. Hinter dem Hause warf er sich auf den Boden, zog die Knie bis zum Kinn hinauf und brütete über finsteren Plänen. Als Kroh fort war, stand sein Entschluß fest. Er holte eine Leiter, erklomm die Pappel bis zu den unteren Ästen, wand sich dann mit Aufbietung seiner ganzen Kletterkunst in den Wipfel hinein und legte Schlingen. Er war so voll gespannter Erwartung, daß er nicht schlafen gehen mochte, sondern schnapstrinkend den Morgen und den Raben herankommen sah. Durch müde Lider blinzelte er hinter den halberblindeten Fensterscheiben zur Pappel herauf: „So ist's recht, Brüderchen", murmelte er, „turne nur tüchtig herum, desto eher sitzt du fest. Hah, wie wird sich der Förster freuen, wenn er dich vor seiner Haustüre hängen sieht. Vorher will ich dir noch das Genick umdrehen, aber hübsch langsam, damit du auch etwas davon hast. — Na siehst du, jetzt sitzt du schon fest."

Schlenge stieß eine häßliche Lache aus und erhob sich torkelnd. Zwar dünkte ihm heute die Pappel ein wenig hoch zu sein. Aber sein Haß war noch höher gewachsen. Bald hing er in den Ästen und begann zu klettern. Ihm kreiste es vor den Augen, aber er sagte sich: „Ich bin ja gestern schon einmal oben gewesen." Der Rabe sah seinen Feind immer näher herankriechen, er sah die tückisch blinzelnden roten Augen und schrie vor Angst. Wild zerrte er an der Schlinge, die seinen Fuß gefangen hatte, und streifte sie immer weiter der Astspitze zu. Schlenge mußte sich beeilen: „Ich komm' schon, Brüderchen. Nur noch ein bißchen Geduld! Gleich hab' ich dich!"

Schon streckte er die Krallenfinger nach dem Opfer aus. Da ging das verfolgte Tier, in die Enge getrieben, zum Angriff vor. Schlenge machte eine ungeschickte Abwehrbewegung. Es gab einen Knacks, der Ast brach, und der Mann stürzte mit einem schrillen Schrei kopfüber hinab. Ein paar Stunden später kam der Förster in die Gegend. Er sah den Raben regungslos auf dem Ast sitzen, er fand Schlenge mit gebrochenem Genick unter dem Baume liegen. Der Grünrock begriff sofort den Zusammenhang. Eilig kletterte er

auf die Pappel, holte den Schwarzrock ein, der schon ganz erschöpft war und sich das Bein verrenkt hatte, und befreite ihn von der Schlinge. „Taugenichts", lachte er ihm nach, als der Vogel davonstrich, „daß du mir im nächsten Jahre ein Gelege anfängst!"

Gary und der Schwan.

Eine sauersüße Geschichte von **G. Bode**-Wien.

Wissen Sie, was ein Middlington-Setter ist? — Nein? — Sehen Sie, Robert Tomann wußte es auch nicht, und das wurde ihm zum Verhängnis, denn ...

... ein Middlington-Setter ist ein Jagd- und Stöberhund. So behauptet wenigstens ein Fachlexikon, das die Hunderassen ihrer Verwendung nach ordnet. Robert Tomann zog dieses Lexikon leider nicht zu Rate, als er Gary zum Geschenk bekam. Einem Freunde war von einem Wurfe seiner Hündin ein Exemplar übrig geblieben. Robert hatte das Junge etwas unvorsichtig bewundert und sah sich plötzlich im Besitz desselben. Die Schenkung entsprang vielleicht am ehesten der Erwägung: ein anderer soll sich auch vergiften. Vielleicht — —

Jedenfalls fand Roberts Freundin Edith, das Geschenk sei kostbar und verlange fürstliche Revanche, die brachte dem „hochherzigen" Spender erheblich mehr ein als ein regulärer Verkauf.

Da, wie bereits erwähnt, Robert kein Lexikon zu Rate zog, führte Gary das Leben eines ganz gewöhnlichen Hundes. Es gab in der Wohnung nichts aufzustöbern als den weichsten Diwan und die wärmste Ecke. Und es gab auch auf der Straße nichts zu jagen als ängstliche Köchinnen. Ein erfolgreiches Ende solcher Jagd verhinderte aber der leidige Maulkorb.

Überhaupt der Maulkorb! — Gary ließ bei jedem Ausgang alle Verführungskunst und alle Geschicklichkeit spielen, um dem leidigen Drahtgeflecht zu entgehen. So freute sich Robert, der ein mitfühlendes Herz hatte, als er den Hund einmal in einen Kurort unweit der Stadt mitnehmen konnte, wo zwar die Leine obligat ist, nicht aber der Maulkorb. Gary hatte nichts gegen die Leine. Er wußte schon — es gab nichts zu jagen oder zu stöbern; also bestand für ihn kein Anlaß, sich von seinem Herrn zu entfernen.

Der Kurort ist ein stilles Fleckchen Erde, meist von älteren Leuten besucht, die nicht ihrem Vergnügen leben, sondern der Ruhe, und deren Hunde ihnen darin ähneln und zu keinerlei Spielen aufgelegt sind.

Treu und gehorsam folgte Gary — angeleint — seinem Herrn auf dessen Spaziergang. Ließ sich — angeleint — neben Robert auf dem Wege nieder, als dieser im Gespräch mit einem Bekannten am Rande des Teiches im Kurpark stehen blieb und in den Anblick der grünen Bäume versank, deren Kronen, von einem sanften Winde hin und her bewegt, ihre Spiegelbilder in der glänzenden Wasserfläche spielen ließen.

Auf einmal gab es einen Ruck, Robert Toman ließ im Begriffe bäuchlings die Böschung zum Wasser hinabzurutschen, die Leine fahren, und Gary schwamm pfeilschnell durch das Bassin, über dem noch immer grüne Baumkronen sich geruhsam wiegten. Ehe Robert noch recht auf beiden Beinen stand, stäubten weiße Federn durch die Luft — sein Hund hatte sich in einen Schwan verbissen.

Daß Gary von einem zu Hilfe eilenden zweiten Schwan nun seinerseits wütend attackiert und in die Flucht geschlagen wurde, konnte an dem Resultat von Garys Stöbertalent und Jagdleidenschaft nichts mehr ändern. Rotes Blut färbte das Wasser, — Schwan I war tot. Der Wasserspiegel bekam dunkle Kringeln, und durch die Baumkronen ging noch ein letztes, kurzes Zittern, ehe sie mit Robert Tomann vor Schreck erstarrten. Sie taten dies in erster Linie wohl wegen des ohrenbetäubenden Geschreis und Gezeters, mit dem die drei Tiere ihren Kampf begleitet hatten. Denn seitdem die Bäume standen, war noch kein lautes Wort zu ihnen gedrungen ....

Robert fing seinen Hund, verprügelte ihn und folgte willig dem Aufseher in die Kurdirektion. Dort zückte er gelassen seine Brieftasche — was kann so ein affektierter Gänserich schon kosten? Aber der würdige Herr dort wollte kein Geld, sondern einen neuen Schwan in Natura.

Robert Tomann war entzückt. Er nahm an, auf diese Weise billiger davonzukommen. Aber als er eine Woche später dem Tierhändler einige Hunderter auf den Tisch legte und dafür einen Schwan sein eigen nannte, nahm er den „aufgeblasenen Gänserich" wieder zurück.

Tags darauf mußte er das Geschäft unter Verlust wieder rückgängig machen, denn Schwan ist nicht Schwan. Der von ihm gekaufte war ein Sennerbill-Schwan und der getötete ein Roylehamschwan, und die Parkverwaltung bestand auf einen Roylehamschwan.

Auch der nächste Schwan wurde zurückgewiesen.

„Um Himmels Willen, was wollen Sie?! Hier haben Sie das Attest! Es ist ein Roylehamschwan mit siebenunddreißig Ahnen."

„Ein Roylehamschwan schon", lächelte der Aufseher, „aber ein Männchen. Ihr Hund hat ein Weibchen gefressen, einen Schwan seiner Schwänin beraubt."

„Übrigens", fuhr der Aufseher fort, „wird Sie die Gutsverwaltung auf Schadenersatz verklagen, da viele Kurgäste ihre Zimmer gekündigt haben. Der verwitwete Schwänerich schreit seinen Schmerz in die Nacht. Es ist nicht auszuhalten."

Angenehme Aussichten, dachte Robert und wandte sich nun nicht mehr an den Tierhändler — er war der Meinung, dieser habe an zwei stornierten Käufen schon genug verdient —, sondern an das Gut Royleham in Sussex, Groat Britain, direkt. Tatsächlich kostete dieser dritte Schwan nur Frachtspesen, denn der Anschaffungspreis des Tieres, das die stürmische Seereise nicht überlebte, wurde von der Transportversicherung zurückerstattet.

Robert Tomann, sonst leicht erregbaren Gemütes, trug diesen neuen Schlag mit Gleichmut. Er hatte sich an das Unglück bereits gewöhnt. Auch war er überzeugt, daß mit dem vierten Vogel, den er nun bestellte, nichts mehr passieren könne. Die Pechzahl drei war schon erreicht.

Robert behielt recht. Mit dem vierten Schwan geschah nichts. Aber eben nichts, das war das Unglück. Es konnte nichts passieren, denn ...

„Dear Sir", schrieb ihm die Gutsherrschaft Royleham, Fussex, G. B., „das Exemplar, welches wir Ihnen am 17. d. M. sandten und das auf dem Transport einging, war das einzige überzählige Weibchen, welches wir besaßen. Wir können die noch in unserem Besitz befindlichen Paare nicht teilen, ohne den Bestand unserer Zucht zu gefährden. Daher bedauern wir ..."

Nachdem Robert vierzehn Tage in einer Nervenheilanstalt verbracht hatte, schrieb er der Reihe nach an sämtliche Parkverwaltungen Europas um ein überzähliges Roylehamschwanenweibchen.

Mit negativem Ergebnis.

... Und wenn Robert Tomann nicht inzwischen Selbstmord begangen hat, so schreibt er heute noch Briefe wegen eines ...

Aber so weit kam es nicht.

Roberts Freundin Edith — wir haben sie bereits flüchtig kennen gelernt — nahm die Sache in die Hand. Wenn ein Mann etwas gründlich verkorkst hat, muß immer eine Frau kommen und es wieder einrenken. Edith ging zur Kurkommission und kaufte das heulende Elend, das heißt den heulenden Schwan.

Seither schwimmt auf einem Dorfteiche ein einsamer Schwan. Seine Umgebung, auf den ersten Blick nicht gerade standesgemäß, erhält durch ihn einen gewissen Unterton von Würde. Er selbst scheint nicht unzufrieden. Ob er nun in dem Leben eines Hagestolzes seine Sendung erblickt, oder ob er sich mit einer Gänsedame tröstet — er hat sich mit dem Verlust seiner Frau abgefunden.

Edith aber präsentierte Robert die Rechnung. Da seine Mittel nicht mehr zu prompter Honorierung reichten, hat er Edith geheiratet.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.